

Werner Hirsch war ein KPD-Urgestein, Chefredakteur der *Roten Fahne*, Sekretär und enger Weggefährte des Parteivorsitzenden Ernst Thälmann. Im Reichstagsprozess 1935 musste er als Zeuge auftreten, danach traktierte die Geheime Staatspolizei (Gestapo) den standhaften Gefangenen, Juden und Kommunisten. Nach anderthalb Jahren kam er frei, floh in die Sowjetunion und verfasste eine Borschüre über die NS-Verbrechen in deutschen Konzentrationslagern. Das aber konnte ihn nicht vor den Stalinschen Säuberungen der 1930er-Jahre im Land des Roten Oktober schützen.

Es war Grete Wilde, Kaderüberprüferin der Komintern, die Hirsch bezichtigte, sich in der Nazi-Haft falsch verhalten zu haben. Sie handelte im Auftrag von KPD-Chef Wilhelm Pieck, der sich wie viele andere Parteigenossen im Moskauer Hotel Lux aufhielt. Der Sinowjew-Kamenew-Schauprozess 1936 war gerade zu Ende, da verlangte Pieck, nun auch in der KPD das „Gesindel“ auszurotten. Die Anschuldigungen waren so maßlos, dass Hirsch sich nach Paris retten wollte. Aber genau das machte ihn nur noch verdächtiger.

Hirsch wurde verhaftet, gefoltert und zu zehn Lagerjahren auf den berüchtigten Solowetzki-Inseln verurteilt. Die NKWD-Wachmannschaft hasste und schikanierte ihn. Aber auch dort blieb Hirsch standhaft, trat in den Hungerstreik und starb schließlich 1941 zermartert an den Folgen im Moskauer Butyrka-Gefängnis.

Was Werner Hirsch durchlitt, durchlitten sehr viele. Während des Großen Terrors 1937/38 wurden anderthalb Millionen Menschen verhaftet, jeder zweite von ihnen erschossen. Susanne Leonhard, Freundin der Witwe Karl Liebknechts und selbst zwölf Jahre im Gulag, schrieb: „In diesem Lande, in dem wir Kommunisten als politische Flüchtlinge Asyl suchten, spielen sich jetzt die umfassendsten und rigorosesten Kommunistenverfolgungen der Welt ab.“

Für Stalin war die Komintern, der Zusammenschluss aller kommunistischen Parteien der Welt, von 1937 an nur noch ein Hort von Verrätern. Ganze Parteien wie die polnische, die lettische oder die weißrussische KP wurden vernichtet. Am Ende hatte Stalin die Weltbewegung des Kommunismus erdrosselt.

Annähernd 8000 deutsche Kommunisten lebten Mitte der 1930er-Jahre in der Sowjetunion. Angetrieben von Abenteuerlust, Arbeitslosigkeit und Verfolgung kamen sie ins Land: Arbeiter, Ingenieure, Architekten, Ärzte, Künstler, Schauspieler. Doch für viele von ihnen wurde das Vaterland aller Werktätigen zur Falle.



Mächtige Männer mit dem allermächtigsten in der Mitte: Mao Zedong, Walter Ulbricht, Josef Stalin und Nikita Chruschtschow an Stalins 70. Geburtstag

## Die Revolution entlässt ihre Follower

*Die nach Moskau geflüchteten KPD-Genossen bestimmten nach dem Krieg die Entwicklung der DDR. Über Stalins Säuberungen schwiegen sie verbissen, darüber zu sprechen, hätte die fragile Identität und die propagandistischen Mythen der jungen DDR in ihren Fundamenten erschüttert*

VON ANDREAS PETERSEN

1938 schätzte der Leiter der deutschen Sektion in der Komintern, dass 70 Prozent der deutschen Genossen verhaftet worden waren. Von den 68 führenden Funktionären der KPD in der Sowjetunion wurden 41 ermordet. Nur ein Drittel überlebte. Mehr als tausend tote Deutsche, hingerichtet, gestorben in Lagern und verschollen, konnten bislang identifiziert werden.

Dazu kommen die Überlebenden der Lager, die Verbannten, die Kinder in den Heimen und die an die deutsche Gestapo Abgeschobenen. „Der Kommunismus“, so der Nestor der KPD-Forschung Hermann Weber, „ist in der jüngeren Geschichte die einzige Bewegung, die mehr ihrer eigenen Führer, Funktionäre und Mitglieder ermordet hat, als es ihre Feinde taten.“

Wie erlebten die deutschen Kommunisten das sowjetische Grauen? Es war ein Schock, der ein Leben lang anhielt. Der Terror stellte das Weltbild der Überlebenden, die Frage, wer ihr Feind war, komplett auf den Kopf. Jahrelang

lebten sie in Angst, lagen nachts angezogen in ihren Betten, reagierten panisch, wurden isoliert und ausgegrenzt, und versuchten sich zu retten, indem sie ihre Genossen denunzierten.

Rund die Hälfte der Deutschen in der Sowjetunion, genau 4600, waren 1936 als Politemigranten anerkannt worden; 1400 von ihnen kehrten nach

lager, auf die, die im Land ausgeharrt hatten, und auf die Rückkehrer aus der Westemigration, die nach und nach aus Lateinamerika, Großbritannien oder Schweden zurückkamen.

Für Stalin und seine Entourage war klar, dass Partei, Staat und Gesellschaft nur mit den Moskau-Überlebenden aufgebaut werden konnten. Nur von denen,

denen vertraute er, die in totaler Unterwerfung, absolutem Gehorsam und einem bleibenden Schrecken gelebt hatten. Loyalität, die insbesondere auch für seine politischen Schachzüge gegenüber den Alliierten im Spiel um die Rolle des zukünftigen Deutschlands brauchte.

Die SED, so der ehemalige stellvertretende SED-Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt Ernst Thape, der 1948 in den Westen floh, war nichts anderes als ein „Werkzeug der russischen Außenpolitik“.

So formierten sich die „Moskauer“, denen die Kremlherrscher in den ersten beiden Nachkriegsjahren die Rückkehr erlaubten, zum politischen Führungcluster in Ostdeutschland. Sie setzten sich mit Parteisäuberungen, Erpressungen und Vorbereitungen von Schauprozessen im Machtkampf in der Partei, der Verwaltung und auch in den Medien durch. Im Zusammenspiel mit der omnipräsenten Sowjetarmee etablierten sie die Feindbilder der

### Der Terror stellte das Weltbild der Überlebenden, die Frage, wer ihr Feind war, komplett auf den Kopf

1945 in mehreren Wellen in das östliche Nachkriegsdeutschland zurück. In der wiedererstandenen KPD trafen sie auf sehr unterschiedliche Gruppen: auf die Überlebenden der Konzentrations-

die durch die Jahre einer „atomisierten Massengesellschaft“ gegangen waren, wie die Philosophin Hannah Arendt Stalins Ziel des Terrors umschrieb, versprach er sich bedingungslose Lo-

1930er-Jahre, warnten vor „trotzkistischen Schädlingen im Parteiapparat“ und gingen brutal gegen „Opportunisten, Schumacherleute [Anhänger des Sozialdemokraten Kurt Schumacher] und Sektierer“ vor. Am Ende installierten sie die deutsche Variante jenes Terrorsystems, dem sie Jahre zuvor entkommen waren.

Die „Moskauer“ hatten im Aufbaufuror keine Zeit für langmütige Rückblicke. Sie verdrängten Irrsinn, Verfolgungen und Angst und schwiegen über die Verhaftungen und das Verschwinden der Mitstreiter. Kein Wort über die eigenen Verhöre, die Gefängnisjahre und den Verrat, ohne den damals kaum jemand überleben konnte. Aber sie wussten oder ahnten zumindest, wer von den einstigen Genossen noch immer in sowjetischen Lagern und in der Verbannung um sein Leben kämpfte. Die Letzten von ihnen kamen erst 1956 völlig gebrochen aus der Sowjetunion zurück.

Das Schicksal der Ermordeten und Verschleppten war auch nach Nikita Chruschtschows Bericht über die Verbrechen Stalins auf dem 20. Parteitag 1956 kein Thema. Das hätte unweigerlich zu Fragen geführt: Was war die Geschichte der Moskaurückkehrer, was war ihre Rolle? Und was war mit Stalins Politik gegenüber den Deutschen?

Denn da waren ja nicht nur die Ermordung der Genossen, Freunde und der Parteispitze, sondern auch die horrenden Fehleinschätzungen: die Sozialdemokratie als Hauptfeind, der Hitler-Stalin-Pakt, die ignorierten Warnungen vor einem deutschen Angriff, die Liquidierung der gesamten Armeeführung und der skrupellose Umgang mit dem deutschen Widerstand.

Das konnte und durfte nicht Thema werden. Es hätte die fragile Identität und die propagandistischen Mythen der jungen DDR in ihren Fundamenten erschüttert. Was blieb, war ein verbissenes Schweigen, bis 1989, über „tätige Opfer“ und „geopferte Täter“. So die Kaderleiterin Grete Wilde, die zehn Meldungen über Werner Hirsch an das NKWD geschickt hatte. Eine Schrifttäterin, die um ihr eigenes Leben kämpfte und sich dabei mit ihren getippten Listen jeden Tag gegen die eigenen Genossen entschied. Sie starb 1943, nach der Verhaftung, in einem Lager in Karaganda.

Andreas Petersen  
ist Historiker und Publizist und  
lebt in Zürich und Berlin. Kürzlich  
ist sein Buch erschienen:  
„Die Moskauer. Wie das  
Stalintrauma die DDR prägte“,  
368 Seiten, S. Fischer Verlag, 2019.

☐

Das Festival „Die Welt des russischen Theaters“ ist eine kulturelle Brücke für Landsleute im Ausland. Waleri Jakow, Chefredakteur der Theaterzeitschrift *Teatral*, gründete es vor drei Jahren. Acht Theaterensembles aus Dänemark, Deutschland, England, Finnland, Frankreich, Israel und Österreich zeigten ihre Theaterstücke auf vier Bühnen, die über die ganze Stadt verteilt waren, darunter eine Schulaula.

Es existiert nur eine sehr vage Vorstellung vom russischsprachigen Theater im Ausland, und die ist durchaus skeptisch: Was kann es denn für russische Theatergruppen in Europa geben, wenn es dort schon genügend eigene gibt? Wer braucht sie und wer finanziert sie? Spielen sie überhaupt nach der russischen Theaterschule? Vier Festivaltagelgaben Antworten.

Neben den Aufführungen fanden auf dem Festival auch Diskussionsrunden über Probleme der russischsprachigen Theater statt. Ihre Ergebnisse ließen sich mit dem bekannten Satz von Tolstoi über glückliche und unglückliche Familien beschreiben. Alle Glücklichen gleichen einander: Sie haben eine gemeinsame Sprache (Russisch), ein Publikum (Russisch), ein Repertoire (Klassik, zu meist russische) und die Tatsache, dass sie ohne diese Leidenschaft nicht leben können, ohne das Theater, das für die

Russen fast schon zu einem Bestandteil des russischen Charakters geworden ist.

Alle unglücklichen Theaterfamilien sind auf ihre Weise unglücklich. Aber das Ausmaß dieses „Unglücks“ hängt oft davon ab, in welchem Land sie leben. Dieses „Unglück“ ist leicht mit der Formel „Zuschauer-Räumlichkeiten-Zuschüsse“ zu beschreiben. Gastspiele von russischen Theatern werden in den teilnehmenden Ländern unterschiedlich stark besucht, sie konkurrieren mit einheimischen Aufführungen.

„Wir Künstlergruppen im Ausland haben es nicht leicht“, sagt Elena Klyuchareva, Gründerin und Leiterin des Kabarets Lori in Berlin, das es in Berlin seit sechs Jahren gibt. „Berlin ist mehr als voll von talentierten, hochprofessionellen Künstlern, die in Russland eine ausgezeichnete Ausbildung genossen haben, jedoch hier nicht entsprechend

gefragt sind“, sagt die Moskauerin. „Die meisten Schauspieler in meinem Theater sind Emigranten. Sie alle verdienen Respekt dafür, dass sie nicht den Mut verloren und sich selbst gefunden haben.“

Erhält das Theater Hilfe von deutschen Stiftungen oder Berliner Behörden?

„Warum sollten die Deutschen die russische Kultur fördern?“, fragt sie zurück. „Sie haben ihre eigene. Es ist unsere Aufgabe, die Traditionen des russischen Theaters hier populär zu machen und zu verankern.“ 2009 sei der Verband der russischsprachigen Theater gegründet worden, „um nicht ohne gegenseitige Unterstützung unterzugehen“, wie sie sagt. Zum Verband gehören Theater in Berlin, Dresden, Düsseldorf, Erlangen, Essen, München und Rostock.

Tatsächlich hat Deutschland vielleicht

die größte russischsprachige Theatergemeinde der Welt. Es gibt keine genauen Zahlen, manche zählen 42 Theatertruppen, andere 65, aber jedes Ensemble hat sein eigenes Schicksal. Ilia Gordon, Leiter des Theaters Russkaja Szena (Russische Bühne) in Berlin, verlässt sich nur auf die eigene Kraft. Er und seine Frau, die Regisseurin Inna Sokolova, brachten im Jahr 2007 ihre erste Premiere in Deutschland zur Aufführung. Seit 2008 ist das Theater im Westen der Stadt zu finden.

Fjodor Newelski, Theaterbegeisterter aus Erlangen, stammt aus St. Petersburg und lebt schon seit 22 Jahren in Deutschland. Er hat zwar nur ein kleines Amateurtheater, für das keine Tickets verkauft werden. Dennoch kommt das Publikum schon lange und immer wieder gern. Er wird von der Stadt und von deutschen Stiftungen unterstützt. In

Deutschland gibt es mehr als 1200 Amateurtheater. „Russischsprachige Theater erhalten genau die gleichen Zuschüsse wie deutsche Theater“, sagt Newelski. „So erhielten wir beispielsweise vom BDAT (Bund deutscher Amateurtheater) 10000 Euro, für die Fahrt und Aufführungen auf dem Festival.“ Fjodor versichert, dass die deutschen Behörden keine Bedingungen für die Gewährung von Zuschüssen stellen.

Zuweilen können Theater noch mit Zuschüssen rechnen, aber von eigenen Räumlichkeiten können sie nur träumen. Hier richtet sich jeder so gut ein, wie er kann. Das israelische Theater ZERO von Oleg Rodowilski aus Kirjat Ono in der Nähe von Tel Aviv hat einen Luftschutzbunker gemietet, der in Friedenszeiten zu einem Theater hergerichtet wurde. Das Theater in Warschau nutzt eine Kirche. Laut Shanna Gerasimowa,

der Leiterin des Theaters OK, ist die katholische Gemeinde in Polen im Gegensatz zu den offiziellen Institutionen offen für die russische Kultur.

Besser aufgestellt ist das Theater Dialog aus Kopenhagen. Es besteht seit 20 Jahren im Russischen Zentrum für Wissenschaft und Kultur. Geleitet wird es von der ehemaligen Schauspielerin des Moskauer Theaters Lenkom, Tatiana Derbenewa. „Ich denke, ich hätte am Lenkom keine große Schauspielkarriere machen können“, gesteht sie. „In meinem Theater spiele ich das, was ich will.“ Gerade bringt sie das Stück „Von der Liebe“ von Anton Tschechow heraus.

Überraschend wird klar, dass das russische Theater im Ausland vor allem eine Überlebensschule ist. Wer sie durchlaufen hat, so scheint es, fürchtet nichts mehr. Sie haben gelernt zu überleben. Dafür war es nötig, sich neben der Schauspielerei auch Buchhaltungs- und Managementkenntnisse anzueignen. Vor allem aber trägt die Menschen die Leidenschaft für das Theater. Damit allein schon sind sie glücklich.

Marina Raikina ist  
Kulturredakteurin der Tageszeitung  
Moskowski Komsomolez.

☐

## Leben, leiden, lieben

*Das Festival „Die Welt des russischen Theaters“ in Berlin zeigte den Zustand von russischsprachigen Theatern in Europa*

VON MARINA RAIKINA